

# Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Fferold.

Grand Island, Nebr., Freitag, den 10. Juni 1915

## Wie Franzl zu einem Schach kam.

Eine Liebesgeschichte in Feldpostbriefen. Von Siegfried Stuy.

Als die Männer und Burtschen hinausgingen für König und Vaterland, gab's ein Herzbrüden und Büffeln, als ob's 'B'üt Gott' für die Ewigkeit sein sollt.

Nur der Buschfranzl stand mutterselenailein und hatte keinen Menschen zum Lebewohl sagen. Ihm druckte keiner die Hand und weinte eine Träne um ihn. Er war halt a Weisentind.

Aber net weil von ihm stand die Weidenhofstani. Die hätt' dem Franzl fürs Leben gern die Hand drückt und b'üt Gott gesagt, damit der arme Bua net gar so verlassen in den Krieg gehen sollt. Aber sie war halt gar verschüchert und zaghaft vor so viele Leut'. Der Franzl war doch net ihr Schach und so bucht's ihm net sagen, wie ihr kleines Herz voll Mitleid für ihn war.

Als der Bahnzug abgefahren und die Kriegsteil, die zum Lebewohl mit den Hüten schwentten und ein fröhliches Lied vom Wiedersehen fangen, net mehr zu sehen waren, ging die Gemeinde mit frommen Gebet im Herzen heim. Still und friedlich war's im Dorf, recht wie ein heiliger Gottestag.

Auch der Leni war recht kirchlich zu Sinn. Sie wußt selbst net, warum. Konnt net begreifen, warum's ihr grad so siedlich im Herzen war. Sie kniete in ihrer Kammer vor dem Muttergottesbild nieder und schickte eine innige Fürbitte auf zum Himmel für all die draven Leut' draußen im Krieg und empfahl sie seinem gnädigen Schach.

Eines Tages kam die Leni zum Herrn Lehrer, der in der Gemeinde viel um Rat und Tat angegangen wurd'. Ihr Gesicht war wie ein Apriltag, mit Sonnenschein und Regen, Frühlingslächeln auf den roten Lippen und helle Tränen in der Augen.

„Was willst denn?“ fragte der Lehrer sanft.

Leni zupfte verlegen an ihrer Schürze. „I der's net amal ausprechen, Herr Lehrer. 's is a recht's Anliegen.“

„Nur frei heraus mit der Red', ermunterte sie der Lehrer. „'s wird doch net Unrecht's sein?“

„G'woß net“, eiferte Leni. Und schweratmend fuhr sie fort: „Alsdann will's sagen. Schaut's, i' wollt' schon bitten, ihr sollt's so freundlich sein und sollt' mir a Brief schreiben. I vertief' mi net drauf. Und's sollt' a rechter schöner Brief werden.“

„Ei, Leni, du hast doch selber in der Schul' fei sauber schreiben gelernt.“

„Aber net so, wie i möcht', daß der Brief sein soll. 's soll — fuhr sie mit Wichtigkeit fort — 's soll a Feldpostbrief sein. Und solchen bring' i nimmer 'samma.“

Der Lehrer lachte gutmütig. „Meinetwegen, schreiben mer halt“. Er setzte sich und legte Papier und Feder zurecht. „Alsdann? An wen soll's gehen?“

„An den Buschfranzl.“

Der Lehrer machte ein pfliffiges Gesicht. „So, so! Alsdann nur zu. Sag' an, was i schreiben soll.“

Leni begann zaghaft und schaute unversichert auf das Muttergottesbild über dem Tisch, als wollte sie aus dessen gültigem Anblick Trost und Mut schöpfen. „Ei, Franzl, i hab' mir halt denkt, bist a arme Seel“, die tei' Menschen auf der Welt hat, der an Di denkt. I hab' g'sehen, wie D' nausmarschierst bist und tei' liebe Hand hat Deine drückt. 's hat mir schier weh g'tan. Alle Burtschen kriegen Grüß' aus der Heimat g'schickt und sonst was Lieb's. Dir wird nix g'schickt. Dös is a traurig's Los. Drum pad' i Dir a Bissel ein. Werd' aber net dös. 's is bloß a Bursch, a Wädel Labat und a paar Strümpf'. Die hab' i selber g'schickt. I mein', 's wird Dir gar tun und D' hast auch a Freud'. I will recht sparen, auf daß i auf D'nächst noch a Stückel Schinken zutun kann. Brauchst a Pfeifen? So sag's. Bist net bös, gelt? Sigt, daß auch a Seel' an Di denkt und Di schon grüßt und b'üt Gott wünscht. B'üt Gott, Franzl!“

Die Weidenhofstani.

Dem Lehrer war es beim Schreiben leicht in die Augen gekommen. Dös wußt denn Franzl schiden“, fragte er jetzt wieder.

„Ja. Der's i dena?“

„Freilich. Dös is net verboten. Wo halt dir Schidel?“

Unter der Schürze hatte Leni die Liebesgaben verborgen. Sie gab sie

dem Lehrer, und tiefer machte das Patet fertig.

„So tann's auf d' Post timma?“ fragte Leni und wickelte es behutsam in die Schürze. „Und i tu' nix Unrecht's?“

Der Lehrer nahm ihren Kopf zwischen seine Hände und sagte ernst: „Du bist a brave Dirn! Und der liebe Herrgott wird dir was Besondere ins Merkbuch schreiben.“

Franzl tat sich heldenmütig hervor. „Wo an Menschen auf dem Spiel steht, schiden S' mi hin, Herr Hauptmann“, sagte er. „An mir liegt nix. Um mi weint tei' See.“ Fröhlich und beherzt war Franzl allzeit in Gefahr und Not und wurde nur traucig, wenn die Feldpost kam und den Kameraden was Liebes aus der Heimat brachte. Da feuzte Franzl oft recht' schmer.

Eines Tages wurde auch sein Name aufgerufen. „A Wädel für den Franzl!“ Dieser traute seinen Ohren nicht und drehte das Ding nach allen Seiten. Endlich öffnete er die Schachtel und fand oben auf den Brief. Er las und las nachmaks. Ein Schimmer des Glücks huschte über sein Gesicht. „An mi denkt einer in der Heimat“, flüsterte er gerührt. „D' Leni is's, dös liebe Dirndl. Ihr hat's weh g'tan, daß tei' Mensch mir zum Lebewohl b' Hand drückt hat. Muß doch a recht' gut's Herz haben, 's Wädel.“

Träumerisch blühte er vor sich hin und suchte mit seinen Gedanken die Heimat. Aber sonderbar, da sah er nicht anders als die Leni ganz allein, und so schmid und so sauber. Es wurde ihm ganz warm ums Herz, wie noch nie im Leben. Dann nahm er tei' Pfeifen und stopfte sie mit Leni's Tabat, umständlich und vorfichtig, auf das tei' Körnchen verloren gehen sollte.

„A lieb's, frisch's G'sicht' hat's“, grübelte Franzl weiter. „Und ob i a Pfeifen vouch, fragal's. Wär' net übel. So a G'sicht' von einem lieben Wädel, da müßt' amal der Tabat schmeden! Freili brauch' i a Pfeifen. Gien woer' is sch'reiden.“

Franzl erbat sich von Kameraden Papier, nahm den Tornister auf die Knie und schrieb:

„Liebe Leni! Wann D' hätt'st sehen wollen, wie sich a Mensch freuen tann, hätt'st Di glei selber zinpuden und mit'schiden müssen. Mi hat's Herz g'schlagen, so laut wie a Büchsenknall. Aber g'freut hab' i mi ganz still. 's war mir so sonntäglich stromm zu Sinn, daß i tei' laut's Wörtel hören wollt', 's is halt doch was Schön's, wenn a liebe Seel' an einen denkt. Wann's nun gar a Schach war, der einen gern hätt', dös müßt' schon a Seligkeit sein. I dank' Dir tausendmal für Dei' lieb's G'sicht. Vom Tabat hab' i jetzt a Pfeifen g'schmaucht. I glaub', so a Pfeifen, wenn Du mir schiden tät'st, würd' net anders schmeden, als wann's von dös lieben Engeln timma war.“ Der liebe Herrgott grüß' Di und g'seg' n' s' Dir. I möcht' fakti gern aus Dant an klein's Büffel einlegen, aber i bin Dei' Schach net, und Du könnt'st bös werden und net mehr schreiben. Drum b'üt Di Gott, und dent' bald wieder an mi.

Franzl.

Leni bekam einen Brief. Den ersten in ihrem Leben. Gar einen Feldpostbrief. Zitternd nahm sie ihn in Empfang, trug ihn in die Kammer und verschloß ihn sorgfältig in der Truhe.

Schon den Tag darauf kam sie zum Herrn Lehrer. „Was hat der Franzl geantwortet?“ fragte dieser. „Vor er voll Freud?“ Leni zog den Brief aus ihrem Büffeltuch und reichte ihn glückstrahlend hin. Der Lehrer las und lächelte.

„Is a guter Bursch“, Leni. Hast ihm a rechte Herzensfreund' g'macht. Was willst ihm heut' schreiben?“

Leni wurde blutrot und zupfte an der Schürze herum. „Da, dös hab' i g'kauft“, sagte sie verschämt und zeigte ein prächtige Pfeife mit einem Troddel daran.

„Is lieb von Dir, Leni. Und was willst dazu schreiben?“

Das Wädel feuzte gar schmer. „I weiß halt net, was i da fürbringen könnt'. I tu' so gern, daß i ihm was schid' und möcht' auch, daß 's ihm Freud' macht. Wann's net Krieg wär und der Franzl net so allein in der Welt stünd', hätt' i nimmer an ihn denkt. Aber 's is halt so an armer Bua.“

„Aus Mitleid tuft das, gelt?“ fiel der Lehrer ein.

„Eben deswegen.“

„Für's Vaterland, für einen braven Krieger, gelt?“

„Eben deswegen.“

„Weil's a so sauberer, recht'schaffener Bua is, gelt?“

„Eben deswegen.“ Mit leisen Seufzer tam es heraus. Leni wußt' net mehr, was geschah.

„Alsdann weiß i schon, was i schreib'. Merl' auf: Mei lieb's Franzl! Weil wir daheim auch was fürs Vaterland tun sollen, wie der Herr Pfarrer lehr, schid' i Dir a Pfeifen. Und weil Du an so armer Bua bist und Dir der Tabat gar so viel gut schmeden tät' aus einer Pfeifen, die von mir kommt, so probier's hat amal mit derer. Und wann's Dir gut tut, dann blaf' mit jeder Rauchwolke der Gruß an mir her und denk' halt fei dran, daß e zum Herrgott für Dei' Heimkehr bitt'. Aber i tann nix dafür, dös hat allein der ledige Krieg verschuld't. Aber wann D' heimkommst, weißt, daß D' a 'treue Seel' find'st. Dei' Leni.“

„Jesse — Maria!“ fuhr Leni auf. „So schreib' i net, Herr Lehrer. Was sollt' der Franzl von mi denken! I müßt' mi in d' Seel' 'nein schamen.“

Der Lehrer legte begütigend die Hand auf ihr Haar. „Dummes Dirndl! Wann's dir so im Herzen is, was willst's net eingestehen? Und daß dir's so is, weiß i längst. Alsdann gib di drein. Der liebe Herrgott hat's so gefügt. Denk', daß der arme Bua jeden Tag vor seinem End' stehen tann, und da soll man ihm a rechte Herzensfreund' gönnen. Meinst net, Leni?“

Diese sentle demütig den Kopf und sagte mit bebenden Lippen: „Wann's der liebe Herrgott so fügt und der Herr Lehrer meint — dann schiden's den Brief fort. Aber net, daß der Franzl unrecht von mi denkt!“

„B'üt's!“ Er wird denken, daß der Himmel ihn net vergessen und ihm so a klein's Herzl' a gespart hat, das um ihn bangt und fröhlich juchzt, wann er g'fund' heimkehrt. Is net wahr, Leni?“

„I weiß gar nix“, sagte Leni. „I bin völlig dämlich.“ Und sie fing an zu weinen, daß die dicken Tropfen über die Wangen rannen. Und schluchzend fuhr sie fort: „I mein' nur — a schön's Büffel könnt's noch aufschreiben, Herr Lehrer. ... und der Schinken is noch net ausg'räichert, der limmt später.“ Damit pregte sie die Schürze vor die Augen und schlich weinend hinaus.

Zwei Wochen danach ließ der Lehrer Leni zu sich rufen. „I hab' da einen Brief“, sagte er neidend. „Nat amal von wem?“ Leni schwoig und wurde rudertot. „Alsdann will ich vorlesen.“

„Merl' auf: Mei lieb's, Lieb's Leni! I hab' g'glaubt, daß b' Franzmänner drüben im Schützengraben vor Schred auf's Schießen vergahen. Leni! Du gut's Dirndl! I hab' nimmerl' g'ruht, zu was a Krieg in der Welt gut is. Jetzt weiß i's Du hätt'st pinner g'merkt, daß D' mir gern hast, wann i daheim g'blieben wär. Und i hätt' nimmer g'merkt, was für a treue liebe Seel' in der kleinen Leni stedt. Wädel, jetzt fühl' i's, i bin Dir so viel gut, i hab' Di so viel gern! Dös weiß nur unser Herrgott, wie sehr! I hab' bisher denkt, 's sollt' mi amal a Kugel treffen, eher mi als einen anderen, weil i doch keinem zu Ruq' g'wesen. Jetzt aber will i beten zum himmlischen Vater droben, daß er mi b'schützt und b'üht, daß i wieder heimtann und mei Leni gern haben tann. I will jetzt leben für Di, Leni, und d' Feind' samraschlagen, daß 's ihr' Lebtan an den Buschfranzl denken sollen. Du glaubst net, Leni, was i für a Freud' in mir hab'! Und Dei' Pfeifen hab' i Leni g'kauft, dös trag' i am Herzen, wann i in den Kampf geh'. I bin g'woiß, da trifft mi tei' Kugel. Dös is mei' Schutzpatron. Nun, b'üt' Gott, herzlieb's Dirndl! B'üt' Di Gott und be' auf's Wiederseh'n! Dei' Franzl!“

Leni stand versunken da. Freude und Glück lagen auf ihrem Gesicht, wie die Maiensonne auf der blumigen Wiese. Von ihren Wimpern tropften dicke Tränen herab. Der Lehrer trat zu ihr und fragte leise: „Nun, Leni, sagst gar nix? Hab' i keinen Gott's-lohn verdient?“

Nach blieb Leni einige Augenblicke unbeweglich. Dann schlangen sich plötzlich zwei weiche Arme um den Hals des Lehrers, auf seine Wangen preßten sich ein paar warme, feuchte Lippen und freudebelebend barg Leni den glühenden Kopf an seiner Schulter.

Sich selbst weiß nicht, wie einem alternden Mann zumute ist, wenn so ein junges blühendes Geschöpf in seinen Armen hängt. Etwas Gut's muß's wohl sein, denn der Herr Lehrer hielt das Dirndl eine lange Zeit fest und sagte schmunzelnd: „Dös is auch schon a Gott'slohn!“

## Die anderen, sie wandern.

Aus den Kämpfen von Zennheim. Von D. Schöde - Heller (Straßburg).

Der Tag wollte nicht zur Ruhe gehen.

Rot und heiß lag er über dem mächtigen Kamm der Südbögen. Der breite Kopf des großen Belchen blutete aus tausend Wunden, und der purpurne Strom fließ aus den Höhlen des Molkenzins und Rohberges die Abhänge hinunter, um sich im Balbesdickicht zu verlieren.

Der Wind, der von Westen über das Tal segte, ließ die Soldaten in ihren vom Regen noch nassen Kleidern erschauern.

Schritt für Schritt gingen sie über der dampfenden Erde, sanken bis über die Knöchel in den durch Granaten aufgewühlten Waldboden ein. Sie suchten nicht einmal mehr Deckung vor dem bleiernem Hagel, den die Franzosen ihnen aus Flinten und Maschinengewehren nachsandten.

Mechanisch wurde ein Fuß vor den anderen gesetzt. Die Glieder schmerzten, die Tornister brühten auf den Schultern. Immer weiter ging es zwischen tropfenden Tannenzweigen und geborstenen Baumstämmen den Unterständen zu, die den Soldaten bis zur nächsten Ablosung Schutz bieten sollten.

Worn weg schritt der Bizefeldwebel Lüders, ein Student der Medizin, der an Stelle eines toten Leutnants das Kommando ergriffen hatte. Mit freundlich aufmunternden Augen blühte er über die müde Schar:

„Vorwärts, Leute! Wir sind bald am Ziel!“

Das war ein heißer Tag gewesen. Beim Morgengrauen waren die Franzosen mit großen Verstärkungen herangerückt, und an den Treppern ihrer Artillerie hatten die Deutschen erkannt, daß ihre Stellung verraten worden war.

„Vorwärts, Leute!“

Der Lüders fühlte weder Hunger noch Müdigkeit. Ein heißes Fieber von Hoff und Zorn rann durch seine Glieder. Er dachte an die Verzäher und türschte zwischen den Zäheren: „Die Hunde — die elenden Hunde!“

Er, der frohe Heidelberger Student, hatte in dieser Stunde dieses Land mit seinem Nebel, seinem Regen, dies enge Tal, dessen Berge ihn schier erdrückten; die geschossenen Dörfer, in denen jämmerliche Gestalten umherirren. Es war alles so grau und tot, und er sehnte sich nach Leben und Wärme.

Am Ausgang des Waldes lagen die Unterstände. In schweren Mänteln saßen die Soldaten auf ihre Strohlager. Die erlösende Nacht war gekommen und sentte sich mitleidig über die qualvolle Erde.

Am anderen Tag kam Verstärkung und der Befehl, in der kommenden Nacht die verlorene Höhe zurückzuerobern, mochte es kosten, was es wollte.

Gegen fünf am Abend standen die Soldaten marschbereit. Im Wald hockte dichter Nebel zwischen den Tannen, der keine Erkundigung über das Gelände zuließ.

Nur vor dem Erreichen des Berges hielten die Leute still. Es galt, sich geräuschlos an den Feind heranzuschleichen, um ihn jäh zu überfallen. Lüders und zwei Soldaten gingen voraus, um zu erkunden, auf welcher Seite die Wachen standen. Lautlos, lang hingestreckt, prüfsten sie sich zwischen starrenden Büschen und stehenden Zweigen am Berge hoch. Auf halbem Weg gab Lüders seinen Begleiter ein Zeichen, auf ihn zu warten.

Es war ein tolles Wagnis, das ihn vielleicht das Leben kosten würde; aber er wußte, daß davon das Gelingen des ganzen Planes abhängen konnte.

Er hatte den Mantel abgelegt und den Revolver zwischen die Zähne genommen. Der ausgebeulte Boden festete sich an seinen Kleidern und Stiefeln fest. Trotzdem rückte er gewandt und geschmeidig immer weiter vorwärts.

Nun mußte er bald die ersten Vorposten erreicht haben. Ein scharfer Wind blies ihm um die Ohren. Er lauschte gespannt auf, und seine Augen suchten die sternlose Nacht zu durchbohren. Es war nichts zu sehen. Noch ein Stückchen trock er weiter. Und plötzlich stochte ihm der Atem, und etwas Kaltes rann durch seine Glieder. Zwei Schritte von ihm entfernt, so nah, daß er im nächsten Augenblick ihn hätte berühren müssen, stand wie ein schwarzer Pfahl ein französischer Posten.

Ein Tritt mehr wäre sein Tod gewesen.

Gewaltsam raffte er sich zusammen und meißerte den Schred, den die

jähle Ueberraschung ihm durch die Glieder gejagt hatte.

Behend wie eine Kage stürzte er sich auf den Posten, daß er lautlos zusammenbrach.

Du großer Gott, das war ihm selbst hart ans Leben gegangen! Borsichtig, wie er gekommen, schlich sich der Bizefeldwebel wieder davon und kehrte zu den Soldaten zurück, die ihm auf dem Wege folgten, den er eben unter tausend Gefahren zurückgelegt hatte. Unbemert gelangte die Truppe bis zur Stelle, wo der tote Posten lag — alle Nerven in Erwartung gespannt.

Und dann erfolgte das Signal zum Stürmen.

Vorwärts — marsch — marsch! Wildes, wütendes Kampfgeschrei, Laute, aus den Tiefen des Menschen quellend, zerriffen das Schweigen der Nacht, daß sie jäh in tausend Scherben zerklüferte.

Schüsse trachten. Rote und blaue Flammen loberten grell auf. Menschen fielen. Und über sie hinweg schritten die Lebenden — durch die dicke, schwere Nacht — in allen Gliedern der brennende Drang, den Feind zu treffen und zu töten.

Die Kameraden mußten man rüchsen — die vielen Opfer, die der gestrige Verrat gelostet hatte!

Vorwärts — wie ein Wirbelwind, der sich über das Land wirft.

Jetzt ging es Mann an Mann. Ein furchtbares Ringen von Mensch zu Mensch. Herrenlose Tornister, Knäpfe, Helme, Säbel bebenden den Boden. Dazwischen liegen die Verwundeten und Toten. Die roten Höfen der gefallenen Franzosen leuchten wie Blutlachen im dunkeln Gebüsch.

Und weiter stürmen die Deutschen — durch Wald und Nacht — über Freund und Feind. Die Höhe ist genommen. Das Dorf ist erreicht, das am Fuß des Berges sich hinreckt. Es gilt, auch hier den Feind zu werfen, um sich den Besitz der Höhe dauernd zu sichern.

Der Morgen graut. Zoll um Zoll, Haus um Haus wird verteidigt. Aus Dachluten und Fenstern prasseln die Kugeln. Aber es gibt kein Zurückhalten. Eine wilde Wut, die der Anblick der fallenden Kameraden noch steigert, hat sich der Truppe bemächtigt.

Das halbe Dorf steht in Flammen. Der wehende Feind wirft die Brandfackel in die Häuser, daß sie den Deutschen kein Obdach mehr bieten. Der Wind treibt die Flammen hin und her. Mauern bersten. Dachziegel sollen krachend ein. Ein dicker Rauch steigt aus den brennenden Gehäusen und sacht die Soldaten an der Kehle.

Aber diesmal sollten die Opfer nicht vergeblich sein.

Als der helle Morgen seinen Kopf über den schwarzen Belchen streckte, war das Dorf im Besitz der Deutschen.

Lüders schaute durch seinen Feldstecher den fliehenden Franzosen nach. Dann sammelte er seine Leute, um sich mit ihnen ein Quartier zu suchen, während Ersatzgruppen Dorf und Höhe bewachten.

Sie gelangten etwas außerhalb des Dorfes an ein Landhaus, das dicht am Walde lag und nicht so sehr gelitten hatte. Ganz still und friedlich lag es da, am Berg gelehnt, zwischen Tannen und Torschbecken.

„Hier, Leute!“ Lüders schaute sich um, aber ein Schuß, der klirrend ihm den Helm durchbohrte, schnitt ihm das Wort vom Munde ab. Und dann folgte in rasender Geschwindigkeit Kugel auf Kugel.

Wahnsinnig vor Zorn, stürzte Lüders ins Haus — ihm nach die Soldaten.

„Die Hunde — die Holanten!“

Auf dem Speicher fanden sie zwei Männer — einen alten und einen jungen, die durch Dachziegel geschossen hatten. Sie hatten die Gewehre von sich geworfen und die Hände gehoben. Und der Jüngere jammerte: „Mes pitie, je suis pere de famille!“

„Kein Pardon“, knirschte Lüders, der am liebsten die beiden Wörder seiner fünf Kameraden mit seinem Gewehrstoß niedergeschlagen hätte.

Jetzt kam auch die junge Frau mit einem kleinen Kind und stiehe um Gnade. Die Herrschaft sei zu Beginn des Krieges nach Frankreich gezogen. Sie hätten das Haus bewachen müssen. Dann seien die Franzosen gekommen und hätten ihrem Mann viel Geld angeboten. Und sie hätten es gebraucht — die Not sei so groß gewesen.

Lüders hörte kaum zu. Alles Mitleid war in Haß erstarrt.

„Abführen“, befahl er kurz, „daß wir morgen nicht die Schweinerei im ganzen Dorf haben.“

Er sah das verzweifelte Gesicht der Frau, die in Todesangst verzerrten Gesichtes der beiden Männer; aber

nichts regte sich in ihm. Er hatte in dieser furchtbaren Nacht andere und bessere sterben sehen.

Als es still geworden war, gingen die Soldaten zur Ruh. Lüders streckte die müden Glieder auf ein Bett aus. Langsam verbteite in ihm das tolle Fieber von Haß und Rache. Aber schlafen konnte er noch nicht. Die Sonne schien durchs Fenster. Das war ihm wie ein Wunder nach den Greueln dieses Morgens.

Und dann blühte er sich in seinem Zimmer um. Es mochte einem Studenten gehört haben; denn Bücher, Gläser, Photographien standen umher. Das heimelte ihn in der unwirklichen Gegend doch etwas an. Blößlich entfuhr ihm ein Schrei der Ueberraschung.

Hallo! was war das? Er rief sich die Augen und nahm ein Bild, das über seinem Bette hing, von der Wand ab. Erst dachte er zu träumen; aber nein, es stimmte schon. Das war dasselbe Bild, das er in Heidelberg in seiner Studentenbude hatte. Da stand er selbst mit Fritz Martin und zwei anderen Freunden in Redarsteinach — über ihnen die dunkle Silhouette der vier berühmten Burgen und zu ihren Füßen der Redar mit seinen lachenden Wern. Fremdem fröhlicher Wandergenoße hatte das muntere Bildchen auf einem Studentenauszug aufgenommen.

Erregt wandte er die Photographie um und las: Souvenir de mon premier semestre a Heidelberg, Juillet 1913. Frederic Martin.

Frederic Martin, so nannte er sich hier; aber in Heidelberg, im frohen Studententum, hieß er nur der Fritz. Ein lieber Geselle war er gewesen — immer der Erste, wenn es galt, einen Streich auszuhecken — ein guter Lautenfänger mit einem Schach voll der tollsten deutschen und französischen Lieder. Ein Franzosentopf mit einem warmen, überprudelnden Herzen.

Sie waren gute Kameraden gewesen. Hatten sechs Monate zusammen gezeit und geschwärmt. Gott, wie weit die Zeit zurücklag — die Geseherien im Verteo, die Bummel zur Volkentur, die melancholischen Mondnächte im Schlosshof, wenn die Mandelbäume blühten und dufteten ...

Nun kam es Lüders auch wieder in den Sinn, daß Martin oft vom Landhaus seiner Eltern erzählt hatte, es läge so schön zwischen Wiese und Wald in der Nähe des alten Städtchens S. Er hatte ihn auch einmal dahin einladen wollen. Aber dann war Martin nach Straßburg auf die Universität gekommen, und die Einladung war ausgeblieben.

Und jetzt lag der junge Mediziner im Zimmer seines Kameraden, und in dem Haus, das ihn als Gast hätte sehen sollen, war nach ihm geschossen worden! Drüben zwischen Martin's Büchern stand sein durchgeschossener Helm. Wie seltsam launisch und unberechenbar das Leben doch war!

Wo Fritz jetzt nur hiedin mochte? In Frankreich. So verhielt es sich wohl. Aus dem einstigen Freund war ein erbitterter Feind geworden.

Eine tiefe Wehmüt schlich in das Herz des Studenten. Er gedachte eines Liedes, das er oft im frohen Kreise mit den Kommilitonen gesungen hatte: „Die einen, sie weinen — Die anderen, sie wandern — In Luft und in Leid —“

Die anderen, sie wandern. Zu diesen anderen hatte Fritz Martin gehört.

Noch eine Weile zog vor Lüders' Blick Erinnerung an Erinnerung. Dann aber, weil er sehr müde war, schlief er ein: schlief ohne Träume sechs volle Stunden, bis die Wache ihn weckte.

Und als er aufwachte, vom Ruben erquid, dehnte und redte er die jungen Glieder. Der Säbel klirrte in der Scheide. Er war wieder der Soldat, den es zu neuen Taten drängt.

— Billiges Verlangen. Gast zum Kellner, der eben einen Broten auftrug: „Da sollten Sie aber doch wenigstens gleich eine Anweisung mit auftragen, wie man diesen Knochen etwas Fleisch abgewinnen kann.“

— In me r F a c h m a n n. A.: „Sind alle acht Töchter des Herrn Reddmann von so taubelosem Keuschen wie seine beiden ältesten?“ Zigarrenhändler: „Nein, es sind einige Fehlfarben darunter.“

— Sein Traum. John Bullen wird's am Royal so brenzlich, daß er mit seiner Zügel nach dem Mitteländischen Meer gondelt.

— D r u c k f e l e r. Mit Schretten bemerkte der dicke Studio, daß er sein ganzes Vermögen verbraucht hatte.